

Albert Gier

Vom Mittelalter zur Operette

Rückblick auf 45 Jahre Romanistik

Als ich 1971 am humanistischen Kaiser-Karls-Gymnasium in Aachen mein Abitur machte, stand mein Lebensziel für mich fest: Ich wollte Klassische Philologie studieren und wissenschaftlich arbeiten. Leider kannten meine Eltern, die der akademischen Welt eher fernstanden, einen Realschullehrer, der ihnen erklärte, mit einer solchen Ausbildung habe man auf dem Arbeitsmarkt keine Chance; **Punkt** sie bedrängten mich, ich gab schließlich nach und entschied mich für Germanistik. Daß ich Romanistik als zweites Fach wählte, war eher zufällig: Ich hatte einiges von Voltaire (auf deutsch) gelesen, es hatte mir gefallen, und ich dachte, das Studium würde wohl nicht allzu langweilig werden. Da Französisch am KKG nur als freiwillige Arbeitsgemeinschaft, zwei Wochenstunden samstags, nach dem regulären Unterricht, während der letzten drei Schuljahre, angeboten wurde, ist meine Entscheidung wohl zumindest als mutig zu bezeichnen; ich merkte auch bald, daß fast alle meine Kommilitonen an der Universität Bonn mir, was die Sprachkenntnisse anging, deutlich überlegen waren, **Punkt** erst während eines Studienjahrs in Montpellier (1973/74) vermochte ich diesen Rückstand aufzuholen.

Neben meinem Doktorvater Wolf-Dieter Lange waren der Komparatist Horst Rüdiger, bei dem ich Vorlesungen hörte und leider nur ein Seminar besuchen konnte, weil er dann emeritiert wurde, der Altgermanist Gerhard Meissburger und der Mittellateiner Dieter Schaller anregende und wichtige Lehrer für mich (daran, daß ich Mittellatein als drittes Fach wählte, war natürlich Ernst Robert Curtius schuld, der damals in Bonn noch nahezu kultische Verehrung genoß); Gegen Ende meines Studiums nahm ich mehrere Semester am berühmten etymologischen Kolloquium von Harri Meier teil, der diese Veranstaltung auch im Ruhestand noch anbot. Aus einem Referat im Kolloquium entstand mein erster publizierter Aufsatz, eine Wortuntersuchung zu Altfranzösisch *sens* und *sen*.

Als ich nach Montpellier ging, stand das Thema meiner Dissertation bereits fest: Mehr oder weniger zufällig hatte ich im vierten Semester am Hauptseminar von Wolf-Dieter Lange über den Dichter Rutebeuf (13. Jh.) teilgenommen. Da ich vorher schon meinen Altfranzösisch-Kurs absolviert hatte, fühlte ich mich gut vorbereitet; allerdings zählen die Dichtungen von Rutebeuf zu den schwierigsten des Hochmittelalters, und wenn ich mit Übersetzen an der Reihe war, habe ich zunächst ziemlich herumgestottert. Das hat mich allerdings nicht entmutigt, sondern angespornt (in den Seminaren von Dieter Schaller war es ähnlich: Er hatte die Angewohnheit, die jüngeren Teilnehmer mit Fragen, die sie höchstwahrscheinlich nicht würden beantworten können, direkt anzusprechen; das hat mich immer so geärgert, daß ich mir verhältnismäßig schnell ein einigermaßen profundes Wissen über die mittellateinische Literatur erwarb). Als das Rutebeuf-Seminar zu Ende ging, konnte ich dann schon ganz gut Altfranzösisch. Mein Referat behandelte das Theophiluspiel des Dichters; ich vertiefte mich in die Geschichte dieser Teufelsbündner-Legende (Märchen, Sagen und Legenden haben mich immer interessiert), und Wolf-Dieter Lange, der ein Anhänger der grundständigen Promotion war, schlug mir vor, die Arbeit zur Dissertation auszubauen – was ich dann auch tat.

Im Rückblick scheint mir, daß die Abschaffung der grundständigen Promotion der erste und entscheidende Schritt zur Entwissenschaftlichung der philologischen Fächer war – hier wurde eine Fehlentwicklung eingeleitet, die sich bis heute fortsetzt (und immer mehr Fahrt aufgenommen hat).

1976 absolvierte ich zuerst das Rigorosum, ein paar Monate später dann das Erste Staatsexamen für das Lehramt (zur Sicherheit, man weiß ja nie). Zu diesem Zeitpunkt war ich bereits Angestellter bei einem Forschungsprojekt meines Lehrers Lange: Er war Herausgeber des fünften, den Kurzerzählungen gewidmeten Bandes des *Grundriß der romanischen Literaturen des Mittelalters*, den Erich Köhler und Hans-Robert Jauß initiiert hatten. Meine Aufgabe war es, die Dokumentationen zu den okzitanischen, italienischen, spanischen, katalanischen und portugiesischen Texten zu erstellen, der umfangreichste Teil zur französischen Überlieferung lag weitgehend vollständig vor. Die Dokumentationen bieten stichwortartige Informationen zu Form, Inhalt, Überlieferung eines Textes und zum Forschungsstand; nachdem ich während meines Studiums Italienisch als zweite romanische

Sprache gelernt, und mich auch mit italienischer Literatur beschäftigt hatte, kam ich so erstmals in Kontakt mit der Iberoromania. In elf Monaten schaffte ich es, alle noch fehlenden Dokumentationen zu redigieren, dann endete das Beschäftigungsverhältnis.

Da ich wußte, daß mein Engagement in Bonn befristet war (an die Möglichkeit einer Verlängerung habe ich nicht gedacht), hatte ich schon vorher an Kurt Baldinger in Heidelberg geschrieben. Harri Meier hatte im Kolloquium einmal die ersten Faszikel des von Baldinger herausgegebenen *Dictionnaire Étymologique de l'Ancien Français* präsentiert. Naiv, wie man mit 23 Jahren ist, bewarb ich mich kurzerhand um eine Mitarbeiterstelle bei diesem Unternehmen. Mein Brief muß ihm gefallen haben, denn als Antwort erhielt ich den Durchschlag eines DFG-Antrags, in dem ich als künftiger Redaktor genannt wurde. Wohlgemerkt, Kurt Baldinger hatte mich noch nie gesehen.

Der Antrag wurde bewilligt, und Mitte 1977 übersiedelte ich von Bonn nach Heidelberg. Acht Jahre, bis 1985, blieb ich beim DEAF; meine Erinnerungen an diese Zeit sind ambivalent. Ich bin Philologe und Literaturwissenschaftler, die eigentliche Linguistik (deren Nutzen ich keineswegs bestreiten will) liegt mir eher fern; in der Lexikologie interessiert mich zum einen das, was in Frankreich *vocabulaire des idées* heißt, zum anderen finde ich es spannend, über die Etymologie den Sinn dunkler Stellen in alten Texten erschließen zu können. Wie man im Altfranzösischen (oder auch im modernen Französisch) z.B. die Werkzeuge des Schusters bezeichnet, ist mir dagegen herzlich egal; naturgemäß betrafen viele der Artikel, die ich zu redigieren hatte, eben solche Realien. Ich bemühte mich, meine Arbeit so gut zu machen, wie ich konnte, ging aber abends oft frustriert nach Hause.

Kurt Baldinger war allerdings auch Herausgeber der *Zeitschrift für romanische Philologie*, und er bot seinen Mitarbeitern regelmäßig Bücher zur Rezension an. Ich habe immer gern, und auch einigermaßen mühelos geschrieben; in den Heidelberger Jahren werde ich wohl jede Woche eine längere oder kürzere Besprechung verfaßt haben, und das war ein Vergnügen, das für manches andere entschädigte. Ich habe sehr viel dabei gelernt – einerseits erschloß ich mir über die Rezensionen Bereiche der Romanistik, die mir bis dahin eher fernlagen (wobei der Schwerpunkt

zunächst auf der mittelalterlichen Literatur lag), andererseits erwarb ich mir die Fähigkeit, das Wesentliche thesenartig in gedrängter Form zusammenzufassen. Das kam mir auch zugute, als ich von 1985 an für einige Jahre regelmäßiger Mitarbeiter und Rezensent der *Neuen Zürcher Zeitung* wurde.

Kurt Baldinger versuchte, mich für eine sprachwissenschaftliche Habilitation zu gewinnen, aber mir war schnell klargeworden, daß ich mich in der Sprachwissenschaft nie zuhause fühlen würde. So dachte ich über ein literaturwissenschaftliches Thema nach, und verfiel auf den Romancier Anatole France. Ich hatte einiges von ihm mit Vergnügen gelesen – und hier ist vielleicht der rechte Ort um einzugestehen, daß ich während meiner beruflichen Tätigkeit immer einen hedonistischen Zugang zu meinen Forschungsgegenständen gesucht habe: Ich arbeite über Dinge, die mich interessieren, bevorzugt über solche, die mich amüsieren. Das galt auch für die Lehre – natürlich habe ich in der Vorlesung zur französischen Literatur im 19. Jahrhundert auch Benjamin Constant oder Lamartine behandelt, die nicht zu meinen Lieblingsautoren zählen, aber das Seminar beschäftigte sich dann eben nicht mit Chateaubriand, sondern eher mit Labiche oder Georges Feydeau. Wer über Dinge redet oder schreibt, die als wichtig gelten, die er aber nicht mag oder die ihm fremd sind, wird sein Publikum langweilen, davon bin ich überzeugt.

Den Betreuer meiner Habilitationsschrift fand ich in Arnold Rothe, der mir viel Freiheit ließ. Nach dem Vorbild einer Arbeit von Joseph Jurt über Bernanos (wieder ein Autor, mit dem ich mich nie ausgiebiger befassen würde!) legte ich „Studien zum Werk von Anatole France und zu seiner Rezeption in der französischen Presse“ vor. Für die Auswertung der einschlägigen Rezensionen gewährte mir die DFG ein Reisestipendium von insgesamt sechs Monaten, die ich in zwei Etappen in der Pariser Nationalbibliothek (damals noch in der Rue Richelieu) verbrachte. In dem schönen, alten Lesesaal, der heute der Kunstgeschichte gehört und wo man im Winter erbärmlich fror (es war noch die Zeit der Ölpreiskrise, an den Heizkosten wurde gespart), war damals mit schrecklich stillen Plastikplanen ein Raum abgeteilt, wo die Kopiergeräte standen; die Benutzer durften sie nicht selbst bedienen, dafür gab es Mitarbeiter, die vor allem über die Einhaltung der Urheberrechte wachten:

Ganz kopiert werden durften nur Bücher, deren Autoren mindestens siebzig Jahre tot waren. Das war gar nicht so einfach nachzuweisen: Angenommen, ein Autor hat 1865 seine Dissertation veröffentlicht. Wenn er zu diesem Zeitpunkt fünfundzwanzig Jahre alt war, hätte er gut und gern bis 1925 leben können; dann durfte das Buch Anfang der achtziger Jahre noch nicht vollständig kopiert werden. Die kritische Literatur zu Anatole France stammte meist aus der Zeit zwischen 1900 und 1930 – also keine Chance! Zum Glück gab es eine sehr charmante Dame in mittleren Jahren (gebürtige Rumänin, glaube ich), mit der man verhandeln konnte; sie fand immer eine Lösung, z.B. das nichtssagende, zwei Druckseiten umfassende Vorwort eines Buches wegzulassen – die übrigen 200 Seiten waren dann nicht das ganze Buch und durften kopiert werden. – Ich hatte Paris natürlich vorher schon gekannt, aber seit diesen beiden Aufenthalten ist es so etwas wie eine zweite Heimat geworden, wo ich seit 2000 auch eine eigene, kleine Wohnung habe.

Nach der Habilitation 1985 wurde ich Professor in Heidelberg (die Stelle war auf vier Jahre befristet); ich hatte vorher schon ein Proseminar pro Semester gegeben (mit unbezahltem Lehrauftrag); jetzt hatte ich erstmals ein Lehrdeputat von sechs Semesterwochenstunden. Ich bot sowohl literaturwissenschaftliche wie lexikologische Themen an.

Vom Sommersemester 1987 bis zum Sommersemester 1988 hatte ich in Frankfurt am Main die Vertretung des Lehrstuhls von Manfred Bambeck inne, der zwei Jahre vorher verstorben war; im Rückblick erscheinen mir diese drei Semester als meine glücklichste Zeit an der Universität. Wer vertritt, ist (oder war jedenfalls damals) von administrativen Aufgaben weitgehend befreit. Die Studenten wußten, daß sie beim Lehrstuhlvertreter höchstwahrscheinlich keine Prüfungen würden ablegen können, deshalb kamen in die Veranstaltungen nur diejenigen, die am Thema interessiert waren, und an einer so großen Universität wie Frankfurt waren das immer noch genug. Niemals vorher oder nachher hat mir die Lehre so viel Spaß gemacht; außerdem mag ich die Stadt und nahm auch das reiche kulturelle Angebot wahr, soweit sich das in den drei Tagen, die ich jede Woche dort war, einrichten ließ. (Erst zehn Jahre später kam es zu einer **regelmäßigen** Zusammenarbeit mit der Oper Frankfurt, die bis heute andauert und mich häufig in die Stadt und ins Opernhaus führt).

Der Wechsel nach Bamberg 1988 war dann nicht ganz leicht. Der Kollege Harald Wentzlaff-Eggebert hatte für mich eine Fiebiger-Professur beantragt, die mir die Sicherheit einer Lebenszeitstelle bot; allerdings war alles viel kleiner, als ich es aus Heidelberg oder Frankfurt gewohnt war, und ich brauchte geraume Zeit, um mich zu akklimatisieren. In Frankfurt hatte ich Studenten gehabt, die Praktika bei Verlagen absolviert hatten oder bei der FAZ jobbten und genau wußten, wozu sie sich mit Literatur beschäftigten; die Bamberger hatten eher vage Vorstellungen von ihrer beruflichen Zukunft, und sowohl für diejenigen, die Lehrer werden wollten, wie auch für jene, die den kurz vorher eingerichteten Diplomstudiengang absolvierten, stand der Erwerb von Sprachkenntnissen im Vordergrund. Interesse bestand allenfalls noch an sprachwissenschaftlichen, weit weniger an literaturwissenschaftlichen Fragestellungen. Nur die wenigsten Studenten hätten neben den Texten, die in den Seminaren behandelt wurden, freiwillig weitere französische oder italienische Bücher gelesen

Es war auch die Zeit, als die Schule aufhörte, irgendetwas an Wissen über die sogenannte Hochkultur zu vermitteln; es fiel mir nicht leicht, mich daran zu gewöhnen, daß den Teilnehmern eines Anouilh-Seminars zum Stichwort Don Juan rein gar nichts einfiel. Erst mit der Zeit wird man bescheiden: Als ich vor einem Jahr mein Dienstzimmer ausräumte, kamen mir auch Abschlußarbeiten der späten achtziger und frühen neunziger Jahre wieder in die Hände, und ich war beeindruckt vom Wissensstand der Verfasser – das kulturelle Vacuum, das in den Köpfen vieler heutiger Studenten herrscht (was nicht ihre Schuld, sondern die Schuld ihrer Lehrer ist), hätte man sich vor 25 Jahren, als man bereits über den Untergang des Abendlandes schmälte, schlechterdings noch nicht vorstellen können.

In den neunziger Jahren fand ich dann endlich das Thema, das mein Leben als Wissenschaftler fortan bestimmen sollte: Schon als Schüler war ich fasziniert vom Theater, auch vom Musiktheater; zwischen meinem fünfzehnten und achtzehnten Lebensjahr habe ich – die noch vorhandenen Programmhefte beweisen es – jedes Schauspiel, jede Oper und jede Operette gesehen, die das Theater meiner Heimatstadt Aachen auf die Bühne des Großen Hauses oder der Kammerspiele

brachte. Statt Rockmusik hörte ich lieber Rossini oder Verdi, was die Kommunikation mit meinen Altersgenossen nicht unbedingt erleichterte.

Als ich begann, meine Habilitationsschrift über Anatole France vorzubereiten, bemerkte ich natürlich, daß sein Roman *Thaïs* die Vorlage zum Libretto der Oper von Massenet war, von der ich mir kurz vorher eine Aufnahme (mit Beverly Sills) angeschafft hatte; in jugendlichem Leichtsinn verfaßte ich (mit dem Textheft der Schallplatten als Grundlage – ich wußte es nicht besser!) einen Aufsatz über das Verhältnis von Roman und Libretto, der 1983 in der RZLG erschien. Bei dieser Gelegenheit war mir klargeworden, daß hier ein sehr ausgedehntes Feld, das die Literaturwissenschaft hätte beackern sollen, brachlag; es galt damals noch als einigermaßen unfein, sich mit „Gebrauchstexten“ wie Libretti zu befassen. Für den Romanistentag 1983 in Berlin schlug ich eine Sektion zum Thema „Der Text im Musiktheater“ vor; sie wurde von den Veranstaltern akzeptiert, neben Romanisten meldeten sich auch einige Musikwissenschaftler als Referenten an, darunter Carl Dahlhaus, damals der tonangebende Mann in seinem Fach (wovon ich reiner Tor – damals gab es Google noch nicht – nur eine sehr vage Vorstellung hatte; Dahlhaus dürfte sich königlich über mich amüsiert haben). Die Vorträge erschienen, ergänzt um drei weitere musikologische Beiträge, 1986 in der Reihe *Studia Romanica* des Heidelberger Carl Winter Verlags; in meiner kleinen Einleitung schlug ich (analog zur linguistischen Kategorisierung) die Unterscheidung zwischen einer normativen und einer deskriptiven Librettoforschung vor, die (durchaus zu meiner Überraschung) in etlichen Publikationen der folgenden Jahre aufgegriffen wurde.

Ich nahm aus dieser Sektion den Eindruck mit, daß die Musikwissenschaftler viel interessanter sind als die Romanisten – natürlich war mir nicht klar, daß Musikwissenschaftler, die sich mit der Oper befaßten, jedenfalls in den achtziger Jahren des letzten Jahrhunderts noch eine Positivauslese innerhalb der Fachvertreter darstellten (inzwischen ist das Musiktheater als Forschungsgegenstand Gottseidank allgemein akzeptiert). In den folgenden Jahren wurde ich gelegentlich zu Operntagungen eingeladen, wenn die Veranstalter durch die Präsenz eines Literaturwissenschaftlers Interdisziplinarität herstellen wollten; im allgemeinen sagte ich zu. So kam mit der Zeit eine Reihe

einschlägiger Publikationen zusammen, die freilich in meinem Schriftenverzeichnis noch keineswegs dominierten.

Etwa 1993 wurde es dann ernst: Die Wissenschaftliche Buchgesellschaft in Darmstadt wollte von mir ein Buch über das Libretto. Natürlich nahm ich diese Chance wahr; die Vorüberlegungen führten 1994 zur Gründung des *Dokumentationszentrums für Librettoforschung*, das in meinem Dienstzimmer in Bamberg Platz fand (Vorbild war ein Dokumentationszentrum für Artus-Literatur, das der Mediävist Philippe Ménard an der Sorbonne installiert hatte; nach den Listen eingegangener Literatur zu urteilen, die das Bulletin der Société arthurienne regelmäßig veröffentlichte, waren wir allerdings weit erfolgreicher als die Pariser). Ich veröffentlichte auch „Mitteilungen“ des Dokumentationszentrums – die erste Ausgabe von 1994 umfaßt vier Seiten (ein beidseitig bedrucktes, einmal gefaltetes DIN A-4 Blatt), u.a. mit einer vorläufigen Gliederung des Buches, das dann *Das Libretto* werden sollte. Später, als die „Mitteilungen“ einen umfangreichen Rezensionsteil enthielten, pendelte sich der Umfang der Hefte bei 56 Seiten ein – 56 Seiten plus farbigem Umschlag (also de facto 60 Seiten) war das Maximum, das die Heftmaschine unserer Uni-Druckerei laut Auskunft des Herrn Hoh, der immer gezaubert hat, wenn ich Sonderwünsche hatte, bewältigen konnte. Bis zur Nr. 25 (die es auf satte 68 Seiten bringt – da mußte Herr Hoh wirklich zaubern!) habe ich die „Mitteilungen“ wesentlich allein geschrieben; dann hat's gereicht, da ich die Bücher, die ich besprochen habe, alle von der ersten bis zur letzten Seite las, blieb in diesen zwanzig Jahren (1994-2014) kaum Zeit für andere Lektüre als die der Pflichttexte für Lehrveranstaltungen und Publikationen – und obwohl ich bei der Rezension sehr unterschiedlicher Arbeiten zu Libretto und Oper unendlich viel gelernt habe, sind die französischen, italienischen und auch deutschen Klassiker doch vergnüglicher zu lesen als die meisten einschlägigen wissenschaftlichen Arbeiten¹.

Das Libretto erschien 1998; seitdem bin ich endgültig als der ‚Libretto-Onkel‘ registriert, oder abgestempelt (nicht, daß mir das etwas ausmachte...). Unterdessen haben Musiktheater-Themen ein

¹ Die *Mitteilungen des Dokumentationszentrums für Librettoforschung* werden im Netz weitergeführt, s. www.librettoforschung.de.

klares Übergewicht in meinem Schriftenverzeichnis; der Schwerpunkt liegt natürlich auf Italien und Frankreich, aber auch Deutsches und Englisches kommen vor.

2006 inszenierte der große, leider kürzlich verstorbene Dramatiker Tankred Dorst in Bayreuth (nicht weit von Bamberg!) den *Ring des Nibelungen*; sein Dramaturg war mein lieber Freund Norbert Abels, der Chef dramaturg der Oper Frankfurt. Ich habe die Chance ergriffen und eine Ringvorlesung (*Ring-Vorlesung*) zu Wagners Tetralogie organisiert; Norbert hielt den Einführungsvortrag, und ich durfte mit Tankred Dorst ein Podiumsgespräch führen. Es war, glaube ich, das einzige Mal, daß ich unsere Aula wirklich bis auf den letzten Platz besetzt gesehen habe. Tankred Dorst zitierte in diesem Gespräch Lorient: Er wolle wieder einmal einen Wotan ohne Aktentasche sehen; die unselige Aktentasche geisterte danach wochenlang durch das Feuilleton, mehreren Artikeln über den geplanten *Ring* lieferte sie sogar den Titel. Dorst wurde 2009 Ehrendoktor der Bamberger Universität, in den folgenden Jahren kam er noch häufiger zu Veranstaltungen zu uns, und trotz des großen Altersunterschieds entstand so eine sehr schöne Freundschaft.

In den letzten zehn Jahren meiner Lehrtätigkeit hielt ich in jedem Semester (einstündig, also vierzehntäglich) ein Oberseminar „Der Text im Musiktheater“ ab. Was ich oben sagte: daß mir meine Lehrtätigkeit nie mehr so viel Spaß gemacht habe wie in den Semestern in Frankfurt, muß ich in Hinblick auf diese Veranstaltung relativieren: Neben Studenten, die nur für ein oder zwei Semester teilnahmen, gab es eine kleine verschworene Gemeinschaft, meist von Doktoranden, die uns über Jahre die Treue hielten (eine Doktorandin reiste während vieler Semester eigens aus Kassel an, wann immer sie konnte!). Die meisten verstanden sehr viel vom Musiktheater, vor ihnen konnte man Ideen entwickeln und diskutieren. Dieses Oberseminar ist auch das einzige, was mir im Ruhestand wirklich fehlt.

Im Winter 2013/14 hatte ich mein letztes Forschungsfreisemester, und ich wollte noch einmal ein Buch schreiben. Die geplante Untersuchung zum Libretto von 1900 bis heute, für die ich seit Jahren Material sammle, kam nicht in Frage, dafür hätte ich wesentlich mehr Zeit gebraucht als ein

Wintersemester. So schrieb ich mit großem Vergnügen ein verhältnismäßig dickes Buch über die Operette: Ich **habe** die Gattung immer gemocht (wie gesagt: am liebsten befasse ich mich mit dem, was mich amüsiert), und mit wachsender Faszination **habe** ich festgestellt, daß hier in Deutschland, und mehr noch in Frankreich, wahre Schätze zu heben sind. Zu diesem Thema plane ich noch weitere Arbeiten: Wenn die Mühen und Anstrengungen eines geplanten Umzugs nach Innsbruck vorbei sind, hoffe ich, noch viele Wochen oder Monate in der Musikabteilung der BnF in Paris stöbern zu können.

Nach meinem Ausscheiden in Bamberg war mein „Dokumentationszentrum“ dort nicht mehr recht am Platz; es war ein sehr glücklicher Zufall, daß gerade in der Zeit, als ich eine neue Heimat für meine Sammlung suchte, das von Ursula Moser gegründete und heute von Gerhild Fuchs geleitete „Archiv für Textmusikforschung“ in Innsbruck (wohin es mich aus privaten Gründen zieht) neue Räume bekam und Platz hatte, meine Sammlung unterzubringen. Das Archiv, das sich bisher auf Chansons und Chansoniers der romanischen Länder konzentrierte, ist damit seit Oktober 2016 um einen Musiktheater-Schwerpunkt erweitert.

Was bleibt haften nach 45 Jahren? Zum Beispiel die Erinnerung an zahllose Tagungen – meine erste große war der Jubiläumskongreß der Société Roncesvals 1978, zum 1200-Jahr-Jubiläum der berühmten Schlacht: Eine Woche lang fuhr der internationale Teilnehmer-Troß in Bussen den Jakobsweg von Pamplona bis Santiago de Compostela ab; trotz brütender Hitze reihte sich ein Höhepunkt an den anderen: wir durften nicht nur sonst nie zugänglicher Orte besichtigen, es gab auch grandiose Gastereien (am letzten Tag kam sogar König Juan Carlos). – Bei einer Tagung der Artus-Gesellschaft in Edinburgh, wo es pausenlos in Strömen goß, wurde ein neues Mitglied in die Tafelrunde aufgenommen: „le chevalier au parapluie“. – Im Januar 2007, als ich gemeinsam mit Laurine Quetin in Bamberg eine deutsch-französische Librettotagung organisierte, überraschte uns eine Sturmwarnung. Obwohl es dann eher ein Stürmchen wurde, hielt die Bahn irgendwann am späteren Abend alle Züge an; die meisten französischen Teilnehmer waren zum Glück schon morgens mit dem Flugzeug angereist, aber ein Kollege aus Metz, der die Eisenbahn vorgezogen hatte, kam bis Schweinfurt (Ironie des Schicksals! So kurz vor dem Ziel!) und mußte dort die Nacht in einem

bereitgestellten Zug verbringen. Ein italienischer Doktorand, der am zweiten Tag sprechen sollte, strandete in München, denn es dauerte Tage, bis sich der Zugverkehr wieder normalisierte. Er gab regelmäßig telephonisch durch, daß es immer noch keine Möglichkeit gab, nach Bamberg zu gelangen, aber zum Glück schaffte er es doch noch rechtzeitig vor dem Ende der Tagung.

Auch wenn es heißt, als Gott den Professor gemacht habe, sei der Teufel neidisch gewesen und habe deshalb den Kollegen geschaffen – natürlich gibt es zahllose Kollegen, die mir wichtig gewesen sind (keineswegs nur Romanisten): Vertreter unserer Lehrergeneration, die mich beeindruckt haben wie Erich Köhler, Musikwissenschaftler, die mich beeinflusst haben wie Herbert Schneider oder Anselm Gerhard, liebe Freunde wie Laurine Quetin, Danielle Buschinger oder Gottfried Marschall aus Frankreich, Ulrich Müller, Oswald Panagl und Jürgen Kühnel – die Tagungen, die die drei Musketiere zwanzig Jahre lang jedes Jahr zur Festspielzeit in Salzburg organisierten, waren stets ein Höhepunkt des Jahres. Besonders nahe fühlte ich mich dem leider viel zu früh verstorbenen Ulrich Schulz-Buschhaus; Vielschreiber, die wir beide waren, haben wir jahrelang Publikationen ausgetauscht; wenn wir uns trafen, was viel zu selten der Fall war, stellten wir immer wieder fest, daß wir über viele Dinge innerhalb und außerhalb der akademischen Welt ähnlich dachten.

Den pessimistischen Sätzen über die Entwicklung der Universität muß ich abschließend eine Ergänzung hinterherschicken: Selbstverständlich habe ich in diesen 45 Jahren auch hervorragende Studenten getroffen. Beim vielleicht besten habe ich alles versucht, um ihn von seinem Hauptfach Philosophie zur Romanistik herüberzuziehen, leider ohne Erfolg. Andere sehr gute Kandidaten, die ich zu einer Promotion überreden wollte, habe ich (zu) oft verloren, weil die Möglichkeiten, die eine kleine Universität wie Bamberg bietet, halt doch begrenzt sind: Sie haben sich für größere Hochschulen entschieden, haben anderswo die Mitarbeiterstelle gefunden, die wir ihnen nicht bieten konnten, oder die Sicherheit einer Karriere im Schuldienst einer wissenschaftlichen Laufbahn vorgezogen. Trotz einer gewissen Frustration gibt es natürlich auch angenehme Erinnerungen; vor allem an die vielen, meist sehr guten studentischen Hilfskräfte, ohne deren Hilfe ich mein Dokumentationszentrum nicht hätte aufbauen können!